

"Bernisches Oberland" 1811

Autor(en): **Brugger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 26

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gemähten bereits mit Stallgülle überdüngt. Da kam ein kleiner Stolz über ihn. „Ja — die!“ machte er lächelnd zu sich selber.

Frau Seline blickte ihrem Manne aus der Nebentube verstohlen nach, wie er auf dem stangenumzäunten Fußweg an Präsident Stodders Garten vorbeischlich und ohne sich einmal umzusehen nach dem Dachsen einschwenkte. „Es ist bloß recht, wenn er ein wenig zu den Leuten geht,“ meinte sie nachher in der Küche zu Frieda, „er käme uns sonst ganz aus dem Senkel. 1)“

Frieda sagte nichts dazu; sie stand am Küchenfenster und blickte ins Leere. Die Mutter beobachtete sie eine Weile schweigend, dann konnte sie sich aber nicht enthalten, zu bemerken: „Das fehlte jetzt, daß du mir auch noch zu studieren anfängst!“

Frieda fuhr auf und warf den Kopf herum. „Ich studier' doch nicht!“

„Das wegen dem nächsten Sonntag schlag dir nur aus dem Kopf, da gibt's keine Birnen,“ fuhr Frau Seline gelassen weiter. „Dein Fritz Bäumli soll vorläufig hübsch daheim im Heidengrüt oben bleiben, und auf einen bessern Tag passen.“

„Man sagt doch nicht Heidengrüt,“ sagte Frieda vorwurfsvoll.

„Heidengrüt oder Heitersgrüt, das kommt aufs gleiche heraus.“

Frieda machte ein Schmolzmündchen. „Er wird dann immer warten und warten mögen.“

„Wer nicht warten kann, dem ist's auch nicht daran gelegen,“ behauptete die Mutter. „Und veraltet seid ihr beide so wie so noch nicht. Stem, bis es mit dem Vater wieder besser kommt, muß alles bleiben, wie es ist.“

1) Aus dem Gleichgewicht.

Frieda machte ein unzufriedenes Gesicht und ging hinaus.

Etwa zehn Minuten später kam Peter Wenk mit raschen Schritten durch den Hausgang herein. Er durchmaß die Stube ein paarmal in höchster Aufregung und ließ sich dann erschöpft auf die Ruhebank fallen.

Als Frau Seline mit fragenden Augen unter die Türe trat, wandte Peter den Kopf unsicher nach ihr um. „Du — — ist so etwas denn erblich?“

Sie antwortete nicht gleich; da fuhr er erregt weiter: „Der Schmied Straßer hat sein Glas vor mir zurückgezogen! Das ganze Dorf weiß es schon, daß ich die Auszehrung habe. Und der Rasper habe bereits im Rößli geprahlt, jetzt werde er die Fuchswiese doch noch bekommen! Und vorhin hat er sich vor mir zu hinterst im Wagenschopf verborgen und herausgerufen, er wolle nichts erben von mir!“

Frau Seline gab sich große Mühe, ihn zu beruhigen. Er solle sich aus dem allem gar nichts machen, das komme bloß von der dummen Trücke, von der Jakobin-Bäbe her.

Peter Wenk schüttelte leise den Kopf. Was sie vorbrachte, machte keinen Eindruck auf ihn. Eine volle Stunde lang saß er unbeweglich. Die Frau fand für gut, in seiner Nähe zu bleiben.

Das erste Wort, das er endlich herausbrachte, war: „Frau — versprich mir, daß der Rasper Kriesi die Fuchswiese nicht bekommt — — nachher!“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich denken soll,“ antwortete sie ganz verstört. „Bitte, geh doch lieber ein wenig ins Bett, es tut dir besser.“

(Fortsetzung folgt.)

„Bernisches Oberland“

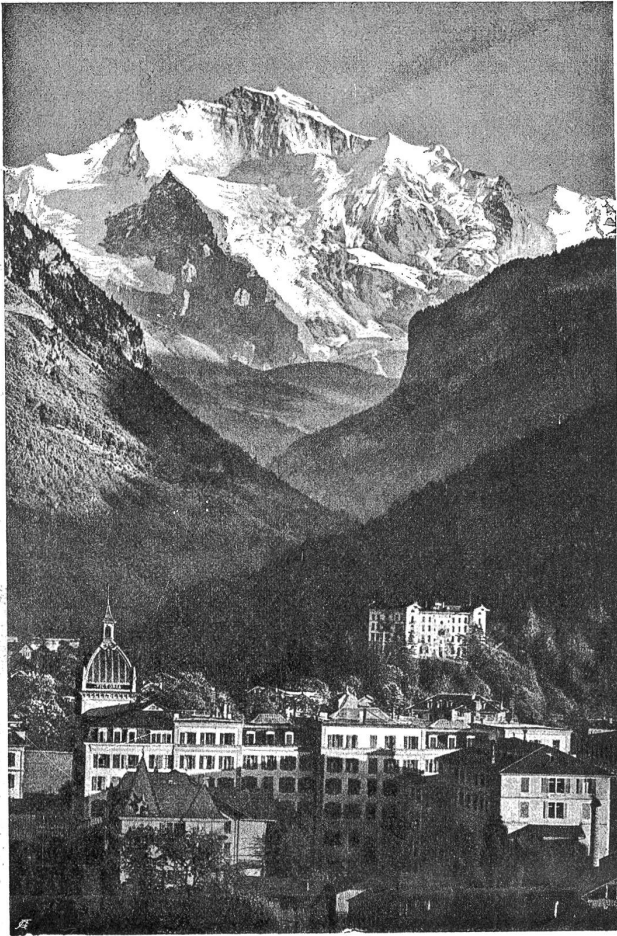
1811.

Von Hans Brugger.

So betitelt Dr. Höpfner einen Artikel in Nr. 90, 97 und 107 der „Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten“, darin er einige Wünsche und Ratsschlüsse zum besten der Reisenden und der oberländischen Täler mitteilt. In unsern Tagen des mächtigen Fremdenverkehrs, der vom Frühling bis Herbst und auch mitten im Winter Tausende von Gästen per Dampfwagen aus- und einströmen, mutet uns das, was Höpfner vor 100 Jahren niederschrieb, an wie ein liebliches Idyll. Man vergleiche das heutige Getriebe zwischen Bern und dem Oberland mit dem, was wir hier aus dem Artikel eines guten Naturkenners und Liebhabers landschaftlicher Schönheit wieder ans Licht ziehen möchten. Höpfner hatte schon im Oktober 1810 einiges über das Oberland erscheinen



Chun mit den Alpen.



Interlaken mit Jungfrau.

lassen, daraufhin waren ihm 123 Zuschriften zugekommen. Nun schreibt er in der Samstagnummer vom 8. Juni: „Da das Oberland uns lieb und wert ist, da das schöne Naturkapital, sowie die Erwartungen vieler Reisenden, die mit Barschaft diese Gegenden besuchen, einen Anspruch auf Beförderung zu machen haben, so wollen wir gern summarisch sagen, was hier den Reisenden und den Bewohnern frommen könnte.“

„Vorerst sollen alle Reisenden, wenn sie das Oberland bereisen, sich merken, daß sie von Bern mit Torausschluß bei Tagesanbruch ungefrühstückt abreisen, das Frühstück zu Wichtach während dem Pferdefüttern einnehmen, um so früh als möglich des Morgens in Thun einzutreffen und sich dort einzuschiffen — in Thun sich gar nicht aufhalten, sondern bloß kalte Küche und Wein auf das Schiff zum Mittagessen geben lassen, wozu der dienstfertige und wohlversehene Herr Gastgeb zum Freienhof in Thun stets vorbereitet ist.“

„Der Thunersee hat das Eigene an sich, daß er im Sommer früh am Tag meist durch ein sanftes, liebliches Kräuseln des Morgenwindes bewegt ist. Mittags und abends wird er aber meistens kapriziös, unartig, oft stürmisch. Doch weiß man seit Mannsgezeiten kein Beispiel, daß irgend ein Unglück den Reisenden von Thun bis Interlaken mit den erfahrenen Schiffsleuten zugestoßen ist. Das Kreuzen der durch die Tageshitze aus den Bergschluchten hervordrängenden Winde, das Kräuseln der Wellen, die Gesichter der Schiffsleute, so gleichsam das Barometer des Wetter- und Windzustandes vorstellen, erzeugen oft beim zarten Geschlecht eine Mangellichkeit, die dem Genuß der prachtvollen Naturschönheiten einer Thunerseefahrt nichts weniger als zuträglich ist.“

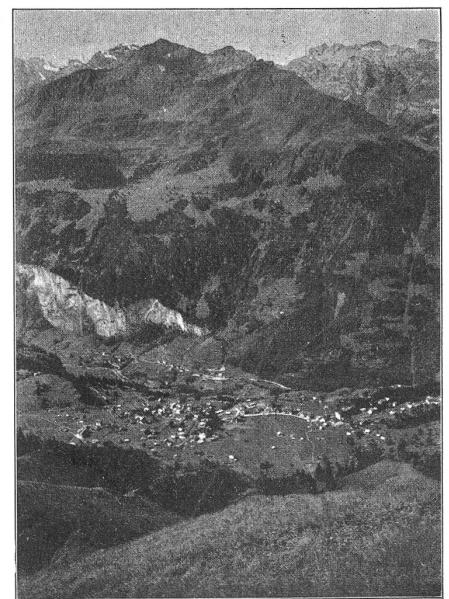
— Höpfner widerrät, die Wagenfahrt von Bern her, Thun umfahrend, bis Oberhofen auszudehnen. „Man findet dort

nicht das gute Gasthaus noch die eleganteren Schiffe von Thun.“ Wir fügen hier bei, daß mit dem Jahr 1844 das Dampfschiff „Bellevue“ als Erstling unserer Seedampferflotille den Thunersee befuhr.

„Bei der Ankunft am andern Ufer des Thunersees (bei Neuhaus) stehen meist schon Bernerwägelin mit Guides bereit, um die Reisenden zu empfangen. Man ist in Verlegenheit, wem der Vorzug zu geben sei. Es ist zu wünschen, daß die Bernerwägelin, die gemeiniglich zum Fahren nach Unterseen, Interlaken, Lauterbrunnen und Grindelwald gebraucht werden, eiserne Fußstiegen an beiden Seiten hätten, damit das lästige Stuhlgeben zum Auf- und Absteigen oder rauhe Anfassens der Frauenzimmer durch starke Mannshände vermieden werde. Ferner daß die Sige auf den Wägelin einander nicht den Rücken, sondern das Gesicht zuzehren, man gewinnt an Platz und an geselliger Unterhaltung.“ — Höpfner richtet an die habsliche Stadtgemeinde Unterseen die Bitte, sie möchte zum allgemeinen Besten beim Schloß, beim Eingang der Schallbrücke und auch am Ende ihrer March bei der Spielmattbrücke einige Laternen zur nächtlichen Beleuchtung anbringen. Die Kosten würden den Stadtsäckel nicht allzu beschweren. „Die große Gemeinde Gsteig,“ meint Höpfner, „würde sich ebenfalls nicht wenig verdient machen, wenn sie das Straßenpflaster durch Armühle bis an den Höhenweg besser besorgte und von den großen Bau- und Sägehölzern räumte. Eine sehr nötige Anstalt wäre die Errichtung eines Bades in Armühle oder Interlaken. Es ist wahrlich Gesundheits- und Nützlichkeitshalber keine geringe Entbehrung, wenn Kurgäste, die sonst an dieses unentbehrliche diätische Mittel gewohnt sind, während 4—8 Wochen keine Gelegenheit finden, sich zu baden — und wie außerordentlich zuträglich wäre es nicht den allermeisten Reisenden, wenn sie von Staub und Schweiß bedeckt, erhitzt, eine Anstalt fänden, wo sie sich reinigen, kühlen und stärken könnten.“ Höpfner regt an, daß eine solche Badeanstalt am besten dem Kurhaus des Dr. Ebersold in Armühle angegliedert würde.

Am meisten liegt Höpfner am Herzen, den Reisenden den berühmten Wengernalppaß zugänglicher zu machen. „Eines der schönsten Prachtstücke unserer oberländischen Gegenden ist unstreitig die Aussicht von der Wengernalp gegen die Jungfrau, ihre Seitengebirge und ihre Gletscher, sie ist jener vom Mont Brevent gegen den Mont Blanc weit vorzuziehen. — Unser würdiger Naturforscher, Herr Pfarrer Wytttenbach, war der erste, der das naturliebende Publikum mit diesem herrlichen Naturgemälde bekannt machte. Seitdem

ward dieser Weg immer mehr besucht, er war im Anfang sehr verschrien wegen GefahrunndBeschwlichkeiten. Besonders schwerlich sind freilich die 2 ersten Stunden im Steigen bis ob dem Dörfchen Wengen. Referent machte letzten Sommer (1810) diese Reise zu Pferd in Begleitung eines Freundes und des Hrn. Kunstmalers König und mit 4 jungen Frauenzimmern, die alle zu Fuß waren und niemals noch hohe Gebirge bereiset

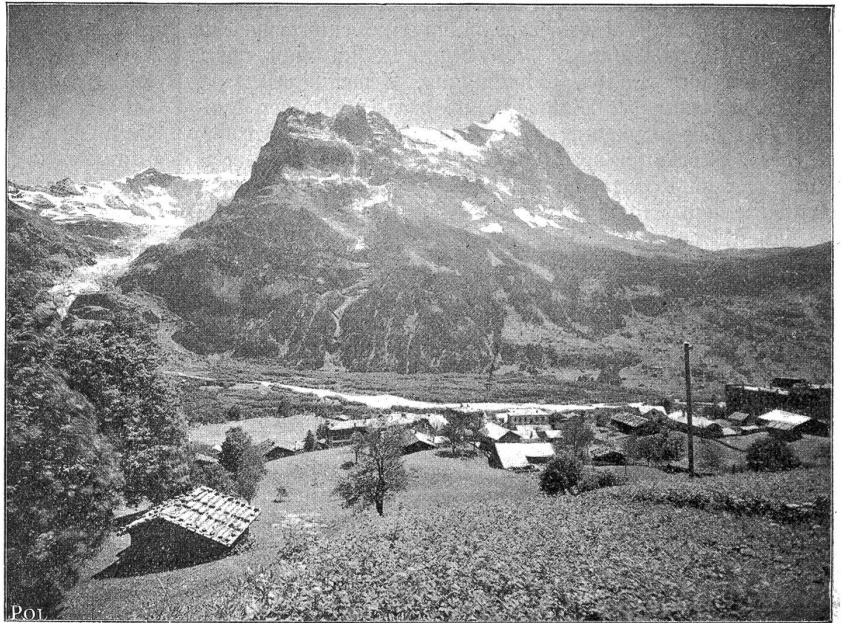


Wengen.

hatten.“ — Die Reisegesellschaft hatte am Abend im Pfarrhaus von Lauterbrunnen übernachtet und nachdem sie „den Regenbogen beim Staubbach“ besichtigt, war sie über den Berg gestiegen, fand ihr Unterkommen beim Pfarrherrn Lehmann in Grindelwald und war weit weniger ermüdet als dann folgenden Tages, da sie über die Scheidegg nach Meiringen wanderte.

An die Erlebnisse dieser Bergfahrt knüpft Höpfner seine Vorschläge „da so viele sumpfige Stellen und ausgetretene Bergwässer die Fußgänger — namentlich die Frauenzimmer — oft in Verlegenheit setzen, so wäre es gut, wenn in der Talschaft Interlaken oder Lauterbrunnen mehrere sichere Saumrosse zu finden wären, deren man sich bedienen könnte. Den Führern müßte eingeschärft werden, daß sie die Pferde nicht auf den Weiden grasen lassen, was zum großen Ärger der Reisenden oft geschieht. Ein zweiter Wunsch wäre, daß die Talschaft Lauterbrunnen, die ziemlich viel Barschaft von den Reisenden bezieht, den Weg vom Tal bis zum Dorf Wengen ausbessern ließe.

(Schluß folgt.)



Grindelwald.

Auf dem Wylerfeld.

Nachklang vom eidgenössischen Schützenfest 1910.

Auf breiter Flur in der Zulinacht
Die Aehren schwanken und wogen,
Und drüber streut den Schimmer facht
Der Mond am Himmelsbogen.

Es heben und neigen sich ab und auf
Die Halme nach Windes Launen.
Der Wandrer horcht und hemmt den Lauf:
Was soll das Wispern und Raunen?

Im Gabentempel der funkelnde Hort.
Im Stand die Schüsse gewittern,
Zu Vaterlands Ehren des Redners Wort
Möcht' alle Herzen erschüttern.

Mit Augen des Geistes Schar um Schar
Sehn wir durch die Halle fluten
Und fühlen's wieder, wie schön es war,
Habt Dank, ihr Esen, ihr guten!

Wer tuschelt und flüstert im Aehrengewog
Mit Stimmen geheimnisvollen?
Ein zaubrisch Flimmern selbsteinwärts flog
Korngeister sich tummeln und tollen.

Die Esen der Flur, was singen sie nur?
Wer deutet die Traummelodien? — —
Ein Widerhall ist's, eine tönende Spur
Von Klängen, die hier einst gediehen.

Und jeden Sommer im Aehrengewühl,
Wenn neue Halme sich drängen,
In Zulinächten klar und kühl
Kehrt wieder mit euren Gefängen.

Zeigt zaubermächtig uns im Bild
Die Lust vergangner Tage,
Daß märchenprächtigt im Gefühl
Die Ehrenhalle rage.

Gediehen in Vaterlands Saus und Braus,
Die Schützen führten den Reigen.
Heut wiederum möchte ihr lustiges Haus
Dem sehrenden Sinne sich zeigen.

Die wölbende Halle sich wieder erbaut
In unsrer Seele Innern.
Vom Volke umwoht die Fahnenburg schaut,
Welch wundersames Erinnern!

Hans Brugger.

Gedanken zur Gesetzesvorlage über die Kranken- und Unfallversicherung.

Aus den Verhandlungen der diesjährigen Junisession unseres nationalen Parlamentes ragt weit die endgültige Vereinigung und Annahme des Gesetzes über die Kranken- und Unfallversicherung hervor. Dies geschah im Ständerat sogar einstimmig, im Nationalrat gaben ein Duzend Vertreter eine Erklärung dagegen ab. Die Kranken- und Unfallversicherung — eine soziale Schöpfung ersten Ranges — ist in unserem Referendum- und Volksstaate längst dringendes Bedürfnis geworden. Denn auch bei uns in der Schweiz gibt es eine soziale Frage! Wir lassen den Streit, ob es nur eine gibt oder ob man richtiger in der Mehrzahl von sozialen Fragen spreche. Die verschiedenen sozialen Fragen stehen jedenfalls in einem Zusammenhange und die soziale Frage, als Einzahl und alle in sich schließend, das ist die Frage nach Hilfe in der Not, Entlastung der untern Klassen,

Steigerung der nationalen Produktion, eine Gewerbe- und Landwirtschaftsfrage, eine Zollfrage, es ist eine Magenfrage und eine ethische, eine Kulturfrage. Im Reiche unserer Bedürfnisse und Verlangen liegt sie sozusagen nach allen Richtungen der Windrose hin. Wir wissen schon, was wir damit meinen — fühlen daß wir in ihrem Banne stehen. Wie sie aber „anzupacken“ sei, darauf kommt es an.

Daß die „soziale Frage“ auch bei uns eine „brennende“ werden mußte, sagt Theodor Curti in seiner „Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert“ u. a. wie folgt, indem er von den Ideen der französischen Revolution und Helvetik ausgeht: „Das Gehenlassen auf dem wirtschaftlichen Gebiete begünstigte wohl die Erzeugung der Güter, brachte die Industrie zur Blüte und häufte Reichtümer an, aber nunmehr warf sich die Frage auf, ob das Rad die Hand, die es treibt,